



„Meine Generation möchte aus der Opferrolle raus.“

Sie ist die Stimme einer ganzen Generation Jüdinnen und Juden in Deutschland: Anna Staroselski ist Präsidentin der Jüdischen Studierendenunion Deutschland (JSUD). Amosinternational hat mit ihr über Hoffnungen und Ängste junger Jüdinnen und Juden gesprochen. Dabei stehen die Erfahrungen mit Antisemitismus auf der einen Seite, der Wunsch, fester Bestandteil der Gesellschaft zu sein, auf der anderen Seite. Im Interview spricht Anna Staroselski darüber, was sie sich von Politik, Schulen sowie Zivilgesellschaft erwartet und warum sie sich ein ehrliches Interesse der Gesellschaft für die jüdische Community in alle ihren Facetten wünscht.



Anna Staroselski

Amosinternational: Sie sind als Präsidentin der Jüdischen Studierendenunion, einer Organisation unter dem Dach des Zentralrats der Juden, Sprecherin für 25 000 Juden zwischen 18 und 35. Was genau sind dort Ihre Aufgaben?

Anna Staroselski: Die JSUD arbeitet auf zwei Ebenen. Die eine Ebene ist die politische Arbeit in die Gesellschaft hinein: Wir möchten die Stimmen junger Jüdinnen und Juden in der Gesamtgesellschaft sichtbar und hörbar machen. Die zweite Ebene besteht darin, in die jüdische Gemeinschaft hinein zu wirken. Das tun wir, indem wir Seminare veranstalten, Diskussionen und Räume schaffen für junge Jüdinnen und Juden, um sich auszutauschen. Die Diversität der Gemeindemitglieder ist groß; das empfinden wir als Bereicherung und möchten auch an dieser Stelle die Vernetzung voranbringen.

Wenn man auf diese Weise pauschal von einer ganzen Generation sprechen kann: Was

würden Sie sagen sind zurzeit die größten Hoffnungen und die größten Ängste junger Jüdinnen und Juden in Deutschland?

Vor allem meiner Generation ist es wirklich wichtig, nicht reduziert zu werden auf die Shoa, den israelisch-palästinensischen Konflikt oder das Thema Antisemitismus. Denn jüdisches Leben ist viel mehr als das. Das zeigt sich insbesondere in diesem Jahr mit der



Wir möchten als fester Bestandteil der Gesellschaft gesehen werden

1700-Jahr-Feier jüdischen Lebens in Deutschland. Für viele Jüdinnen und Juden stellt sich die Frage, wie sie an ihre Tradition anknüpfen können. Sie fragen sich aber auch, wie sie mit der Ambivalenz umgehen können, die ihnen tagtäglich begegnet: Auf der einen Seite gibt es in unserer Gesellschaft sehr viel Antisemitismus und jede Jü-

din und jeder Jude musste schon in jungen Jahren mindestens eine antisemitische Erfahrung machen. Auf der anderen Seite möchten wir nicht in eine Opferrolle gedrängt werden, sondern als fester Bestandteil der Gesellschaft gesehen werden. Es muss „normal“ sein, jüdisch zu sein.

Wie steht Ihre Generation von Jüdinnen und Juden zur belastenden Geschichte? Sehnt sie sich danach, unbeschwerter in die Zukunft zu schauen und läuft dabei Gefahr, die Leiden der Vorfahren zu verdrängen? Oder ist das eher nicht der Fall?

Was ich an der jüdischen Tradition so faszinierend finde, ist, dass Gedenken und Erinnern eine sehr große Rolle spielen. Bei jedem jüdischen Feiertag geht es um die Erinnerung der Geschichte des jüdischen Volkes. Das ist verbunden mit ganz viel Trauma, das in der Vergangenheit geschehen ist und von Generation zu Generation fast schon weitervererbt wird. Das be-



deutet, dass das Gedenken und das Erinnern an die schmerzhaften Erfahrungen der älteren Generation immer auch ein Bestandteil der jüdischen Gegenwart sind. Zum Beispiel erinnert man sich am Feiertag Pesach an den Auszug aus Ägypten. Das ist so lange her; und trotzdem ist das Erinnern, diese Auseinandersetzung mit dem Trauma, ein sehr wichtiges Element, welches immer fortbestehen wird.

Auf der anderen Seite möchte meine Generation aus der Opferrolle raus. Dabei geht es darum, neue Perspektiven aufzuzeigen und auch eine Form von Widerstandsfähigkeit auszubilden. Selbst in der Shoa gab es Menschen, die Widerstand geleistet haben. Uns ist es wichtig, auch diese Menschen sichtbar zu machen. Gleichzeitig ist es natürlich sehr zentral, dass Erinnerungskultur in Deutschland neu gedacht wird – weil wir mittlerweile feststellen, dass die sog. Schlussstrichdebatte nicht nur an extremen Rändern zu spüren ist, sondern bis in die Mitte der Gesellschaft vorgedrungen ist. Narrative wie „Das ist jetzt so lange her“ und „Lasst und doch in die Zukunft blicken“ werden immer lauter. Da muss man dagegenhalten und deutlich machen, dass die Shoa nicht relativiert oder verharmlost werden darf und dass daraus eine große Verantwortung hervorgeht.

Mit Erna de Vries ist im Oktober diesen Jahres eine bekannte Zeitzeugin gestorben, im Sommer die bekannte Esther Bejarano. Wie funktioniert Gedenken, wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt?

Ganz wichtig ist, diese persönlichen Erfahrungen und Schilderungen so gut wie möglich zu bewahren, zu erfassen und weiterzugeben, damit der Fokus auf den individuellen Erzählungen liegt. Denn das Gedenken an die Shoa ist viel mehr als Zahlen und Fakten: Es geht um Individuen, um Menschen, die brutal aus ihrem Leben gerissen wurden. Und es geht darum, dass Menschen weggeschaut haben. Jetzt muss es darum gehen, dass auch in der Schule

wieder vermittelt wird, dass das aktive Hinschauen ein gesamtgesellschaftlicher Auftrag ist; dass das die Verantwortung ist, die man lernen muss, um in die Zukunft zu blicken. Damit muss einhergehen, dass man den Worten, die so oft erklingen, „Nie wieder“, wirklich die Kraft verleiht, die in ihnen steckt.

Im Jahr 2019 gab es einen Anschlag auf eine Synagoge in Halle – Haben Sie nach solchen Ereignissen manchmal Angst, angegriffen zu werden oder fühlen Sie sich bedroht?

In den Sozialen Netzwerken ist es leider schon so, dass ich immer wieder antisemitisch beleidigt und bedroht werde. In den letzten Monaten habe ich gemerkt, dass ich mich im öffentlichen Raum viel achtsamer verhalte: Ich schaue mich um und beobachte, wer sich in meiner Nähe aufhält. Ich achte sogar darauf, was Leute in der Hand haben, wenn sie auf mich zukommen. Ich schaue mir auch genau an, wie Menschen mich anschauen. Und: Ich habe einen Selbstverteidigungskurs angefangen. Grund dafür ist auch, dass ich in der vergangenen Zeit etwas sichtbarer in der Öffentlichkeit aufgetreten bin.

Im Mai diesen Jahres zeigten Menschen in Deutschland offen Antisemitismus: Vor Synagogen in Münster und Bonn wurden Israel-Fahnen verbrannt. Warum werden Jüdinnen und Juden in Deutschland immer verantwortlich gemacht, sogar angegriffen, für Taten der israelischen Regierung?

Ich glaube, dass viele Menschen nicht verstanden haben, dass deutsche Juden deutsche Staatsbürger sind und nichts mit den Taten oder Entscheidungen der israelischen Regierung zu tun haben. Trotzdem muss gesagt werden, dass natürlich Kritik an den Entscheidungen der israelischen Regierung geäußert werden darf – wie bei jedem anderen demokratischen Land eben auch. Und ebenso Kundgebungen sind in Ordnung. Wenn aber israelische Fahnen

verbrannt werden oder eine „Kundgebung“ vor einer Synagoge stattfindet, wo – wie zum Beispiel in Gelsenkirchen – „Schieß Juden“ gerufen wird, dann ist das ganz klar reiner Judenhass. Das hat nichts mit einer vermeintlich legitimen Kritik an den Entscheidungen der israelischen Regierung zu tun. Und es ist auch klar definiert, was gesagt werden darf und was nicht. Juden in Deutschland sind nicht automatisch Israelis. Das ist vielen Menschen einfach noch nicht klar.

Impfgegner und „Querdenker“ tragen auf Demonstrationen einen gelben Stern, der an die „Judensterne“ der NS-Zeit erinnert, mit der Aufschrift „ungeimpft“. Welchen Zusammenhang gibt es zwischen Antisemitismus und Verschwörungsmythen?

Verschwörungsmythen und -erzählungen sind im Kern antisemitisch, weil es dort um die Suche nach einem Sündenbock geht. Es sind Erzählungen, die von einer angeblichen Elite sprechen, die die Weltherrschaft an sich

Verschwörungsmythen sind im Kern antisemitisch

reißen will. Das zum Beispiel ist ein Narrativ, der aus der antisemitischen Schrift „Die Protokolle der Weisen von Zion“ stammt. Diese antisemitischen Verschwörungserzählungen kommen nicht aus dem Nichts, sondern die gab es durch die Geschichte hindurch immer wieder – in der Antike, im Mittelalter, im Nationalsozialismus. Heutzutage treten sie in neuem Gewand wieder auf. Das ist ein Wiederbeleben uralter antisemitischer Bilder.

Laut Antisemitismusbericht gab es im Jahr 2020 genau 2 428 antisemitische Straftaten. Nur sechs Tatverdächtige wurden festgenommen. Woran scheitert die Aufklärung dieser Straftaten?

Relevant ist die Arbeitsdefinition von Antisemitismus der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA).



Diese Arbeitsdefinition wurde von sämtlichen europäischen Staaten angenommen, ebenso vom Europäischen Parlament und der Bundesregierung. Auch die Antisemitismusbeauftragten arbeiten mit dieser Definition. Aber das Problem ist, dass diese Begriffsbestimmung bislang noch nicht rechtlich bindend ist. Das bedeutet, dass die Justiz zunächst einmal klar definieren muss, was eine antisemitische Straftat ist, um dagegen vorgehen zu können. Unser Vorschlag ist, die IHRA-Arbeitsdefinition als rechtliche bindende Definition anzunehmen, damit man Antisemitismus besser fassen kann.

Gleichzeitig gibt es beispielsweise den „Volksverhetzungsparagrafen“ 130 im Strafgesetzbuch, der auch Anwendung finden muss. Da haben wir uns sehr häufig gefragt, warum das nicht passiert. Eine Folge davon ist, dass antisemitische Straftäter ohne Konsequenzen davonkommen und sich ermutigt fühlen, sich auf diese Weise weiter zu verhalten.

Welche Erwartungen haben Sie an die Politik, wenn es um die Bekämpfung von Antisemitismus geht?

Zuallererst müssen die Sorgen und Bedürfnisse von Jüdinnen und Juden ernstgenommen werden. In Halle war beispielsweise am höchsten jüdischen Feiertag seitens der Gemeinde ein Polizeischutz gefordert worden. Das LKA hatte jedoch keine Gefahr für die Sicherheit der Gemeinde wahrgenommen. Die Sorgen der Jüdinnen und Juden wurden an dieser Stelle nicht ernstgenommen. Weiterhin ist wichtig, dass Antisemitismus in allen seinen Erscheinungsformen erkannt und auch klar als solcher benannt wird.

Was muss im Bereich Bildung getan werden, um antisemitischem Gedankengut entgegenzutreten?

Als Jüdische Studierendenunion fordern wir immer wieder, dass ein sensibler Umgang mit dem Thema Anti-

semitismus auch in die Ausbildung von Lehrkräften, Sicherheitskräften, Beamten und Justiz aufgenommen wird. Außerdem ist es wichtig, Medienkompetenz im Unterricht zu schulen, z. B. um Verschwörungserzählungen im Internet erkennen zu können. Viele Schülerinnen und Schüler bereiten sich im Netz auf den Unterricht vor und müssen lernen, mit Medien gut umgehen zu können sowie Quellen zu erkennen. Darüber hinaus ist es sehr wichtig, verpflichtende Gedenkstättenbesuche mit angemessener Vor- und Nachbereitung anzubieten. Darüber hinaus müssen die Lehrkräfte entsprechend sensibilisiert werden, um auf Antisemitismus an Schulen reagieren zu können. Denn viele Schulen schreiben sich „Schule für Toleranz und gegen Diskriminierung“ aufs Banner, haben aber gleich-



Antisemitismus passt nicht in die Rahmen unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung

zeitig nicht die Kompetenz, mit solchen Situationen umzugehen.

Welche Aufgabe hat die Zivilgesellschaft, wenn es darum geht, mehr Zivilcourage zu zeigen gegen Judenhass und antisemitische Hetze? Wie kann wirkliche Solidarität erzeugt werden?

Auch an dieser Stelle müssen zunächst Verschwörungserzählungen und deren antisemitischer Kern erkannt werden. Dann wünschen wir uns, dass Menschen einschreiten und nicht wieder wegschauen, dass sie genau hinschauen und gegen Judenhass und antisemitische Hetze aufstehen. Gleichzeitig müssen die Menschen verstehen, dass israelbezogener Antisemitismus auch lebensbedrohlich sein kann. Die letzten Fälle in Hamburg und Berlin haben gezeigt, dass israelbezogener Antisemitismus Menschen sogar ins Krankenhaus bringen kann. So etwas darf in unserer Gesellschaft nicht passie-

ren. Antisemitismus passt nicht in den Rahmen unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Er ist ein Gedankengut, das sich gegen unser Zusammenleben richtet. Deshalb ist es als Gesamtgesellschaft so wichtig, sich dagegen zu wehren.

Kennen Sie Menschen, die ihre jüdische Identität verheimlichen – aus Angst vor Diskriminierung?

Ja, und ehrlich gesagt ist das der Grund dafür, warum ich mich bei der JSUD engagiere. Das war meine Motivation, mich einzusetzen, weil ich finde, dass es im Jahr 2021 nicht sein kann, dass es so viele Jüdinnen und Juden gibt, die ihr Jüdischsein verstecken wollen – aus Angst und aus Sorge vor negativen Konsequenzen.

Wünschen Sie sich mehr Präsenz jüdischer Traditionen, Feiertage, jüdischen Lebens in der deutschen Öffentlichkeit – auch außerhalb der 1700-Jahr-Feier?

Ich wünsche mir auf jeden Fall ein ehrliches Interesse für die jüdische Community, den Wunsch nach Austausch und den Mut, Fragen zu stellen. Gleichzeitig ist es natürlich immer auch ein individuelles Abwägen von Jüdinnen und Juden, ob sie in der Öffentlichkeit sichtbar sein wollen. Das ist leider nicht so einfach zu entscheiden. Ich finde, dass Sicherheit und Sichtbarkeit immer miteinander einhergehen. Die meisten jüdischen Gemeinden in Deutschland würden sehr gern ihre Türen öffnen für alle. Aber leider ist die Realität so, dass



Ich wünsche mir ein ehrliches Interesse für die jüdische Community

wir uns das aufgrund der Bedrohungslage nicht erlauben können.

Wie ist ein normales Leben für Jüdinnen und Juden möglich, so lange Versammlungen und Gottesdienste unter Polizeischutz stattfinden müssen?

Aktuell ist das der „normale“ Zustand für alle Jüdinnen und Juden in Deutschland. Man wächst damit auf. Ich erinnere mich, dass ich als kleines Mädchen immer durch eine Sicherheitsschleuse musste, wenn ich in die Synagoge gegangen bin. Das hat sich bis zum heutigen Tag nicht geändert. Natürlich wünsche ich mir, dass sich das langfristig ändert und meine Kinder nicht mehr erleben müssen, dass es ein Sicherheitsrisiko ist, eine jüdische Institution oder Synagoge zu betreten.

Was wünschen Sie sich für die Zukunft junger Jüdinnen und Juden in Deutschland?

Ich wünsche mir, dass jüdisches Leben in Deutschland als Normalität verstanden wird, dass Jüdinnen und Juden als fester Bestandteil der Gesellschaft gesehen werden, und dass man nicht reduziert wird auf das „Jüdischsein“; wir als Gesellschaft müssen anfangen, Menschen mit den vielen Facetten ihrer Identität wahrzunehmen. Darüber hinaus wünsche ich mir mehr Sicherheit für Jüdinnen und Juden; dass sie sich in Deutschland nicht mehr die Frage stellen müssen: Bin ich sicher als Jüdin, als Jude?

Was die Aufarbeitung des Nationalsozialismus angeht, sind wir ein großes Stück vorangekommen, aber auch an

ZUR PERSON

Anna Staroselski ist die Präsidentin der Jüdischen Studierendenunion Deutschland und Geschichtsstudientin an der Humboldt-Universität zu Berlin.

der Stelle muss noch viel passieren, z. B. die Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte. Ebenso gibt es auf institutioneller Ebene immer noch Handlungsbedarf.

Das Interview führte
Claudia Schwarz, Dortmund

Schalom und Alaaf

„Karneval feiern und Gedenken schließen sich nicht aus.“

Jüdische Kultur und Traditionen in Deutschland waren nach 1945 fast vollständig verschwunden. In vielen Bereichen blieben sie verloren, in anderen blühten sie wieder auf – wie in dem weltweit einzigen jüdischen Karnevalsverein „Kölsche Kippa Köpp“. Der 2017 gegründete Verein aus Köln verbindet karnevalistische und jüdische Tradition. Amosinternational hat mit dem Gründer und Präsidenten des Vereins, Aaron Knappstein, darüber gesprochen, warum Feiern und Gedenken durchaus zusammengehören und warum er nicht von „Normalität“ sprechen kann, solange die Veranstaltung „Falafel und Kölsch“ mit Polizeischutz stattfinden muss.

Amosinternational „Kölsche Kippa Köpp“ in Köln ist der einzige jüdische Karnevalsverein weltweit seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. International haben Medien 2019 darüber berichtet. Wie kam es zur Gründung?

Aaron Knappstein: Der erste Anstoß zur Gründung eines jüdischen Karnevalsvereins kam von außen, durch ei-

nen Nichtjuden, nämlich den Präsidenten des Festkomitees Kölner Karneval, Christoph Kuckelkorn. Er hat immer wieder mich und auch andere jüdische Menschen im Kölner Karneval angesprochen und gefragt: „Habt ihr nicht Lust, diesen jüdischen Karnevalsverein, den es vor dem Krieg schon mal gab, wieder zu gründen?“ Bis es zur Gründung kam, hat es dann aber einige

Zeit gedauert. Es ist sicher schon acht, neun Jahre her, dass er mich das erste Mal ansprach. Irgendwann habe ich dann gesagt: Ok, jetzt treffen wir uns alle einfach mal. Wir kamen dann mit einer Truppe von Leuten zusammen; jeder brachte jemanden mit. Am Anfang waren wir etwa sieben oder acht Leute. Daraus entstand dann relativ schnell der Verein.



Aaron Knappstein